

dtv

Lemberg 1936. In den Wäldern vor der Stadt werden mehrere schreckliche Morde an jungen Frauen verübt. Die Polizei vermutet, dass ein verrückter Serienmörder dahintersteckt, denn die Leichen tragen kleine, eigens für sie angefertigte Hufeisen. Auch Jakob Stern, der Sensationsreporter vom ›Kurier‹, ist dem »Schmied vom Wald« auf der Spur. Immer wieder verlässt er seine junge Frau, um in das Dorf Rowy zu fahren. Er besticht die Dorfbewohner, damit sie ihm Einzelheiten über die Opfer erzählen. Immer fantastischer werden die Geschichten, die er zu hören bekommt, immer unwahrscheinlicher die angeblichen Motive des Täters. Eine der Spuren führt bis nach Italien, zum Monte Gargano und der Foresta Umbra ...

Paweł Jaszczuk wurde 1954 in Ostróda geboren. Er hat bereits mehrere Romane veröffentlicht.

Paweł Jaszczuk

Der Teufel von Lemberg

Kriminalroman

Aus dem Polnischen von
Barbara Samborska

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Verlag dankt dem Book Institute –
The © POLAND Translation Program in Krakau
für die freundliche Unterstützung der Übersetzung



Deutsche Erstausgabe
September 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2004 Paweł Jaszczuk
Titel der polnischen Originalausgabe:
»Foresta Umbra«
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier
für Gestaltung, Stephanie Weischer
Umschlagfoto: Sabine Wild (www.kunstwild.de)
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Palatino 9,72/12,25¹
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21157-4

Das Spital der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul befand sich in Lemberg in der Theatinergasse 1 in einem alten Ziegelbau, der an eine Schule gemahnte. Am Donnerstagvormittag erschien dort Jakob Stern, Kriminalreporter beim ›Kurier‹, um Material für seine Sensationsreportage zu ergattern. Stern hatte sich auch schon einen zündenden Aufmacher ausgedacht. Er schwankte allerdings noch, ob die Bezeichnung »Mörder« nicht doch zu milde wäre. Vielleicht doch besser »Sadistischer Schlächter«?, überlegte er. Oder noch treffender – »Teufel«?

Von diesen Fragen umgetrieben, lief er an der Pförtnerloge vorbei und verharrte in der Eingangshalle. Er sah sich um, lauschte, hob witternd die Nase. Der beißende Lysolgeruch, vermischt mit den Ausdünstungen schweißgetränkter Nachtwäsche, beflügelte seine Vorstellungskraft. Stern stürzte los. Im Nu war er zwei Etagen hinaufgerannt und stand nun vor der Tür des Isolationszimmers, das sich gleich hinter dem ärztlichen Untersuchungsraum befand. Schon wollte er hineingehen, aber die Kühle der Messingklinke dämpfte seinen Eifer. Um seine Aufregung zu bezwingen, schöpfte er einmal tief Atem und öffnete dann behutsam die Türe, die ihn von dem Geheimnis trennte.

In dem Krankenzimmer, das er betreten hatte, bemerkte er lediglich die allernotwendigste Ausstattung: einen hölzernen Tisch mit einer blauen Wachstuchdecke, zwei Hocker,

einen Kleiderständer aus Metall, den Waschtisch mit einer Blechkanne und einen leinenbespannten Paravent, der das Bett abschirmte.

Stern machte drei Schritte in Richtung Fenster, durch das man auf den Unionshügel hinausblickte, und als er sich umwandte, fand er sich Auge in Auge mit der erschrockenen Patientin wieder.

»Ich ...«, begann er zögernd, »bitte, ich wollte mich nur erkundigen ...«

Er sprach zunehmend leiser, bis er schließlich verstummte.

Zofia Widacka, eine ansehnliche Brünette von etwa dreißig Jahren, zog sich, als sie den Eindringling erblickte, rasch die Bettdecke vor den Leib und drückte sich an die Wand. In ebendiesem Moment blitzte der bandagierte Stumpf ihres linken Beines hervor, und Stern bedauerte, dass er keinen Fotoapparat bei sich hatte. Die heftige Reaktion der Widacka ließ keinen Zweifel zu: Es würde an ein Wunder grenzen, wenn er irgendetwas aus ihr herausbekäme. Trotzdem versuchte er es noch einmal. Aus Gründen der Diplomatie stellte er sich kurz vor, um dann jedoch gleich darauf, wie von ungefähr, zur Sache zu kommen.

»Verraten Sie mir ein paar Einzelheiten, bitte«, bat er fast flehend. »Sie müssen sich doch noch an irgendetwas erinnern. Sie haben sein Gesicht nicht gesehen, aber ... vielleicht hinkte er.« Absichtlich, um die Frau nicht zu verletzen, gebrauchte er diese neutrale Bezeichnung. »Vielleicht war sein Tonfall unnatürlich. Sie haben sich doch bestimmt gemerkt, wie er ausgesehen hat. Frauen achten ja sehr auf die Kleidung. Ich bin sicher ...« Er öffnete sein Notizbuch. Er schraubte die Füllerkappe ab, machte sich bereit zu schreiben. Er musste dringend einen Text abliefern, und allein das zählte für ihn. Er zog einen schrägen Strich, unter den er die Worte der Widacka notieren wollte. Als er den Blick wieder

hob, sah er grüne, weit aufgerissene Augen, also begann er ganz vorsichtig: »Glauben Sie mir, ich werde nicht an diese schmerzlichen Erinnerungen rühren. Beschreiben Sie mir einfach nur jenen Tag. Es war heiß. Wenn die Hitze unerträglich wird, sucht man Kühlung im Walde, das weiß ich. Deshalb haben Sie sich für ein Weilchen abgesondert, dorthin, wo ...«

»Lasst mich endlich in Ruhe!« Die Frau begann plötzlich laut zu weinen.

Stern verlor die Geduld. Er war schließlich allein. Der Plural bedeutete, dass ihm bereits ein Konkurrent von einer anderen Zeitung zuvorgekommen war, und diese unerwartete Erkenntnis machte ihn wütend. Er fühlte sich auf perfide Weise hintergangen.

»Von Ihren Aussagen hängt das Leben anderer Menschen ab!«, sagte er, an ihre Vernunft appellierend. »Ich weiß, Sie haben versucht, den Weg zu finden, und da ... hat dieser Irre Sie angegriffen.«

»Nein, nein, nein!« Die Widacka verbarg ihr Gesicht in den Kissen. »Lassen Sie mich in Frieden!«

Ihr gellender Schrei alarmierte das Krankenhauspersonal. Vom Korridor her stürmte, den Scheuerlappen schwingend, eine Putzfrau herein, dicht gefolgt von einer Ordensschwester.

»Was zum Teufel ist hier los?«, herrschte die Putzfrau ihn barsch an.

»Wie um Gottes willen sind Sie hier hereingekommen?«, fügte die Schwester vorwurfsvoll hinzu und bekreuzigte sich. »Verlassen Sie sofort das Zimmer!«

Die Putzfrau holte mit dem nassen Lappen aus. »Mach, dass du wegkommst! Raus!«

»Immer sachte!«, erwiderte der Reporter abwehrend und presste sich an die Tür. »Ich werde gleich alles erklären.«

»Scher dich fort, du miese Ratte, aber schnell!« Sie war

nicht gerade wählerisch in ihren Ausdrücken. »Du meinst wohl, du bist in einer Kneipe in der Armeniergasse!«

»Ganz im Gegenteil«, entgegnete Stern. Er setzte eine amtliche Miene auf und gab sich als Polizeinspektor aus. »Dieser Besuch verlangt Diskretion von mir. Ich kann nicht länger im Dunkeln tappen. Ich muss Daten sammeln, Fakten zusammenstellen und aus diesen scheinbaren Kleinigkeiten sein psychologisches Porträt erstellen, glauben Sie mir. Ohne ihre Hilfe werde ich weiterhin auf der Stelle treten, also ...?«

»Da ist nichts zu machen. Der Arzt erlaubt es nicht!« Die Schwester blickte ihn streng an und runzelte die Brauen unter der Haube. »Frau Widacka hat durch euch schon genug gelitten. Man sieht ja, dass euch nichts heilig ist.«

»Apropos heilig«, ergriff Stern, der immer mehr in die Rolle des Kriminalisten schlüpfte, wieder frech das Wort, »ich kann ein hervorragendes Beispiel dafür liefern, dass ...«

Er biss sich gerade noch rechtzeitig auf die Zunge. Er wusste, morgen oder übermorgen würde er wieder hierherkommen müssen, und es würde ihm nur die Arbeit erschweren, wenn er es sich jetzt komplett verscherzte. Was hat man da schon für eine Chance, dachte er verbittert, wenn man gegen einen Putzlappen oder gegen eine Haube, groß wie ein Stiertuch, antreten muss.

Wie dem auch war, er musste die Segel streichen. Er schob Füller und Notizbuch in die Tasche zurück. Auf dem Weg zur Tür warf er noch einen letzten Blick auf den verbundenen Fußstumpf der Widacka. Wem nützte wohl die Information, dass die Barmherzige Schwester ein schiefes Gebiss und die rothaarige Putzfrau Brüste wie Kanonenkugeln hatte. Solche Nachrichten brachte man schließlich nicht auf den Titelseiten der Lemberger Zeitungen, dachte er, als er großlos davonstürmte und die drei erbosten Frauen sich selbst überließ.

Dieser Tag brachte keinerlei neue Erkenntnisse, und das erschütternde Thema der Morde von Rowy war noch immer nicht abgeschlossen. Eile war geboten. Die Lemberger Ratsherren verlangten nach Fortschritten in den Ermittlungen. Leseranfragen aus der gesamten Republik trafen ein, was nur bewies, dass er mit seiner Artikelserie einen Nerv getroffen hatte. Nun musste man das Eisen schmieden, solange es heiß war. Auf der ersten Seite wohl dosierte Beschreibungen von Blut und unnatürlich verdrehten Leichen einflechten. Eine Arbeit wie jede andere auch. Stern hatte sie im Laufe der Jahre geradezu lieben gelernt, nachdem er erst einmal die letzten Hemmungen überwunden hatte. Vielleicht war er deshalb auch so erfolgreich? In der Redaktion galt er als Guru. Man suchte seinen Rat und versuchte, es ihm nachzutun. Es gab aber auch welche, die der blanke Neid zerfraß. Die dachten, dass sie ebenso wie er ein Recht darauf hatten, ihre Initialen oder sogar ihren vollen Namen unter einen Text zu setzen.

Die letzten Tage hatte Stern dazu gebraucht, seine Informanten zu hätscheln, ja, ihnen regelrecht Honig ums Maul zu schmieren. Die Zusammenarbeit mit der Polizei gestaltete sich miserabel. Wie aus reiner Bosheit war Inspektor Zięba, der Spezialist für Serienmorde in ihrer Woiwodschaft, mit einer Delegation der Stadt nach Gdingen gefahren. Warum ausgerechnet nach Gdingen und nicht nach Kolomea, wusste der Zeitungsschreiber allerdings nicht. Die Ansichtskarte mit dem Dreimaster und der humorigen Aufschrift »Ich bin auf Fang, ahoi!« hatte seine Laune auch nicht gerade verbessert.

Stern gab sich einen Ruck. Er hatte nicht die Absicht, vor dem Inspektor zu kapitulieren. Er raffte seine Notizen vom Schreibtisch in der Redaktion und nahm sie zusammen mit den Bildern mit nach Hause. Am Nachmittag sortierte er das Material in seinem Arbeitszimmer im ersten Stock und

legte es zu einer makabren Patience aus. Die Bilder waren mit der neuesten Weltex aufgenommen, deren Blitzlicht vom Korpus aus bedient wurde, und machten ihn richtig stolz. Um solch gestochen scharfe Abzüge hätte ihn so manches Fotoatelier beneidet – wäre da nicht das abstoßende Motiv gewesen. Genau diese schaurige Dokumentation brachte ihn noch mehr ins Grübeln. Was hatten diese eisenbeschlagenen Füße zu bedeuten?

Eine Botschaft? Ein Protest? Vielleicht auch der Hilferuf eines unrettbar Wahnsinnigen? Der einen Hammer, Nägel und Hufeisen mit in den Wald nahm und schon zweimal jenes Ritual vollzogen hatte, das einem das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Es ging auf sechzehn Uhr zu. Stern zog die Schublade auf und holte ein seltsames Bündel heraus. Auf dem Tisch lag ein metallischer Gegenstand, in einen einfachen Leinenlappen gehüllt. Dieses rätselhafte Päckchen, das er im Wald gefunden hatte, ließ er allerdings rasch wieder in der Schublade verschwinden, als Kasia ins Zimmer trat.

»Papa, du arbeitest, ja?«, zwitscherte sie und lief zu ihrem Vater. »Wir wollten doch Deg ausführen. Hast du das schon wieder vergessen?«

»Aber nein, ganz und gar nicht. Ich habe mir nur eine kleine Änderung unseres Planes überlegt«, setzte er nachdenklich hinzu.

»Was denn für eine?« Das kleine Mädchen sah beunruhigt zu ihm auf.

»Ob wir nicht auf den Friedhof fahren sollten?«

»Wirklich, Papa? Heute? Nach dem Spaziergang wollten wir doch in den Zirkus!«

»Der Zirkus Forum ist noch ganze zwei Wochen hier. Wir fahren zu Mama auf den Friedhof, denn heute ist ihr Geburtstag. Was meinst du?«

»Wenn du unbedingt möchtest ...«, erwiderte sie.

Stern schob hastig mit der Rechten die Bilder zusammen.

»Papa räumt nur auf, und gleich können wir los, Liebes ...«

Mit der Linken zog er seine Tochter an sich. Er wahrte den Geruch des gestärkten Kleidchens und des Milchbonbons, das Kasia im Mund hatte.

»Möchtest du auch eins?« Sie schüttelte die blecherne Karnold-Schachtel und nahm ein eingewickelttes Bonbon heraus.

Jakub nickte und öffnete den Mund. Er hörte, wie das Papier beim Auspacken raschelte, und das köstliche Bonbon landete weich auf seiner Zunge.

»Du bist so süß wie ein Bonbon!«, sagte er zärtlich, während er die makabren Bilder mit der Hand zu verdecken suchte. »So, mein Mäuschen, nun lauf! Papa kommt dich gleich holen.«

Als Kasia das Zimmer verließ und dabei spielerisch von einem Bein auf das andere hüpfte, stützte sich Stern auf den Sessel. Er schob das Bonbon unter die Zunge und rief sich die Ereignisse ins Gedächtnis, die vor einem Monat Rowy erschüttert hatten. Die Erinnerung nahm ihn völlig gefangen. Das erste Opfer, ausführlich im ›Kurier‹ beschrieben, war Olga Kurzęcka gewesen, die im Forsthaus der Familie Daniluk gewohnt hatte. Im fünften Monat schwanger, hatte sie mit ihrem Mann bewusst diese einsame Idylle gewählt, um zu Kräften zu kommen. Kristallklare Luft, unvergessliche Ausblicke und herzliche Menschen – all das sollte die Geburt ihres ersten Kindes vorbereiten. Ihr Mann, ein Ulan, der im Regiment von Jarosław stationiert war, hatte sogar eine Woche Urlaub bekommen.

Warum hatte Olga Kurzęcka sich im Wald verirrt? Hatte der Spaziergang durch die unbekannte Gegend ihre Nervosität verstärkt? Gewiss, es kommt vor, dass ein Waldweg dem anderen gleicht, und dann verliert man schon mal die Orientierung, dachte Stern, während er durchs Fenster auf

die ersten roten Blätter ihres baumreichen Viertels schaute. Und er dachte weiter, dass die Frau sicher hinter sich das Knacken von Zweigen gehört haben musste. Daraufhin war sie wohl völlig in Panik geraten. Hatte sie sich umgedreht? Und wenn ja, was hatte sie in den letzten Sekunden ihres Lebens gesehen? Bei dem Gedanken lief es ihm kalt den Rücken hinunter.

Die Kurzęcka drehte also ihren mit einem prächtigen Zopf geschmückten Kopf dorthin, woher das Geräusch kam. Sie musste sich in Richtung der untergehenden Sonne wenden, überlegte Stern. Warum hatte sie sich überhaupt so leichtfertig von ihrem Mann entfernt? Musste sie vielleicht ihre Notdurft verrichten? Hatte sie sich hingekauert und ihre Röcke gehoben? Oder vielleicht hatte sie auch beschlossen, noch mehr von den reifen Brombeeren zu sammeln. Laut Aussage ihres Mannes aß sie schon immer gern Brombeeren. Deren Aroma hatte etwas Anregendes für sie. Natürlich war der im Dickicht verborgene entartete Mensch auf eine ganz andere Art erregt gewesen.

Und so hatte sich der nette Spaziergang von einer Sekunde auf die andere in einen Albtraum verwandelt. Hatte jene Lichtung ihr Angst eingeflößt? Dort wuchsen Fichten, ausladende Ahornbäume und Zwergbuchen. Bäume, die die Luft mit ihrem Duft erfüllten und labenden Schatten spendeten. Ähnlich wie die Bäume, die gleich unter Sterns Fenster hinter dem üppigen Magnolienstrauch ein dichtes Spalier bildeten – nur dass diese vom Gärtner brutal zurechtgestutzt waren. Ja, aber dort um Olga Kurzęckas Füße wucherte statt des geschorenen Rasens dichtes Gestrüpp: Hirschezungenfarn, Schöllkraut und Waldsauerklee. Auch Pimpernuss wuchs dort, die die Perlen für die Rosenkränze zur Kirchweih lieferte.

Olga Kurzęcka trug bei dem Ausflug mit ihrem Mann eine cremefarbene, langärmelige Bluse, einen Rock mit Schotten-

karo, durchsichtige Strümpfe mit Naht und rote Stiefel. Nur ein Städter ging in einem solchen Aufzug in den Wald. Der provozierende, hinten geschlitzte Rock reichte bis zur Mitte der Waden, und ebendiesen Rock und einen am Wegrand liegenden Stiefel hatte der Sohn des Försters gefunden.

Stern, der telegrafisch vom Ehepaar Daniluk alarmiert worden war, hatte sich sofort auf den Weg gemacht und war schon eine gute Stunde später in Rowy gewesen. Er stand nur ein paar Schritte von der Leiche entfernt, wo er eine Zigarette zwischen den Fingern drehte. Es überraschte ihn, dass er in diesem Moment das Bedürfnis verspürte zu rauchen. Obwohl ein warmer Juliregen herunterkam, schien die Sonne. Unbeholfen tappte er durch das dampfende Unterholz. Es wäre schon komisch, wenn man sich hier mitten im Sommer einen Schnupfen holte, schoss es ihm durch den Kopf. Er machte einen Bogen um den Leichnam und verscheuchte den Gedanken rasch wieder. Da die Polizei auf sich warten ließ, griff er nach seinem Ronson-Feuerzeug. Er öffnete die versilberte Kappe, betätigte mit dem Daumen das Rädchen und zündete sich an der willig aufflackernden Flamme zufrieden seine Zigarette an. In dem Moment, als er den Rauch einsog, kam ihm der unpassende Gedanke in den Sinn, dass der Ort, an dem er stand, geradezu prädestiniert für den Vollzug eines finsternen Rituals war. Zumindest ihm persönlich schien dies so, als er sich in die Rolle des Mörders versetzte.

Während er noch so darüber nachdachte, trat er näher an die Leiche heran und versuchte, mit der linken Hand einen Dornbusch beiseite zu drücken, der ihm die Sicht verwehrte. Und dabei entdeckte er durch Zufall einen in einen Leinenlappen gewickelten Gegenstand. Instinktiv ließ er ihn in seiner Tasche verschwinden, um ihn später, wenn keiner es mitbekäme, in Ruhe zu untersuchen. Dann griff er achtlos, noch ganz unter dem Eindruck seines Fundes, nach

einem dornenbewehrten Zweig, und ein spitzer Dorn drang unter den Nagel seines Zeigefingers ein.

Der plötzliche Schmerz brachte ihn wieder zur Besinnung. Ein Blutstropfen färbte das weiße Papier seiner Zigarette rot. Stern warf sie zu Boden und trat sie im feuchten Moos mit seinem eisenbeschlagenen Absatz aus. Dann steckte er den Finger in den Mund und versuchte, mit den Zähnen den abgebrochenen Dorn unter dem Nagel herauszuziehen. Diese diffizile Operation hinderte ihn jedoch nicht, aufmerksam die Polizisten zu beobachten, die Farne, Gras und Zweige von der Leiche entfernten.

Die Natur hatte sich, gleichgültig gegen alles, auf ihre Weise des Körpers der vierundzwanzigjährigen Lehrerin bemächtigt, deren Verschwinden ihr Ehemann mit einiger Verspätung drei Tage zuvor gemeldet hatte. Er hatte auch bestätigt, dass der von Würmern angefressene und von Füchsen zerfetzte Leichnam der seiner geliebten Frau war.

Einer der Polizisten drehte mithilfe seines Schlagstocks und mit unverhohlenem Abscheu den Leichnam um, sodass das entstellte Gesicht der jungen Frau sichtbar wurde. Da schrie der junge Ulan gellend auf, vertrieb mit seinem Schrei eine Schwarzdrossel von ihrem Haselzweig und fiel in Ohnmacht. Dies bewahrte ihn vor einem noch schlimmeren Anblick, denn ihm blieb nun zum Glück ein makaberer Detail erspart: die geschwellenen, von losgetretenem Moos und Tannennadeln bedeckten Füße der Toten zierten blutverschmierte Hufeisen, mit denen ihre Fersen beschlagen waren.

Selbstverständlich waren die Insekten bei diesem Festmahl im Walde die Ersten gewesen. Ihre Larven waren mit Leichtigkeit in das weiche Gewebe der Augen und der Nasenflügel eingedrungen, bevor sie zu anderen Körperpartien übergewechselt waren. Grüne, fette Fliegen mit durchsichtigen Flügeln flogen schläfrig von den von Füchsen ange-

nagten Waden auf, als der Polizist versuchte, sie mit einem frisch abgebrochenen Zweig zu verscheuchen. Und noch ein weiteres Detail verdiente Aufmerksamkeit und war perfekt auf dem Foto eingefangen – ein Juchtenkäfer mit glänzendem Chitinpanzer. Der riesige Käfer schleppte sich träge zu dem blutigen Brei hinüber, in dem es von Larven nur so wimmelte. Stern hatte schon einmal ein ähnliches Exemplar gesehen. Als Grundschüler hatte er es auf dem Markt hinter dem Theater entdeckt, wo die Fleischer unter einem großen Haufen von Spänen das Eis lagerten, mit dem sie im Sommer ihre Ware kühlten. Damals hatte er panisch die Flucht ergriffen.

Spuren des Verbrechers wurden nicht gefunden. Das lag daran, dass die Gaffer aus Rowy und zahlreiche herbeigeeilte Waldarbeiter den Waldboden in einem Umkreis von über zehn Metern zertrampelt hatten.

Nachdem man ihn aus allen erdenklichen Perspektiven fotografiert hatte, wurde der Leichnam der Lehrerin um siebzehn Uhr auf einem von der Firma Styx angemieteten offenen, schwarzen Citroën nach Lemberg abtransportiert. Dahinter holperte, in Sichtweite, der von Brodacki gesteuerte dunkelblaue Tatra des ›Kurier‹, in dem außer Stern noch Leutnant Olaf Kurzęcki saß, die ungeteerte Straße entlang.

Der Reporter war zufrieden mit dieser Platzverteilung. Sie hatten nicht zugelassen, dass Kurzęcki mit seiner Frau fuhr und sie betrachtete. Ihr Körper war von zahlreichen Wunden und Verletzungen verunstaltet. Aus einigen drang immer noch Körperflüssigkeit, in anderen hatten sich bereits Larven eingenistet, also verströmte der Leichnam, obschon in Wachstuch und Decken gehüllt, einen widerlichen Leichengeruch, der die Aasfliegen anlockte.

Stern war in seiner Reporterkarriere schon mehrfach mit dem heiklen Problem des Leichentransportes kon-

frontiert gewesen, ebenso wie mit den Vorbereitungen zur Bestattung. Zygmunt Lauba, ein bereits im Ruhestand befindlicher Mitarbeiter des Begräbnisinstituts in der Nähe des Lemberger Krankenhauses, hatte ihn in diese Dinge eingeweiht. Lauba hatte seine Kunst bei Hans Füler, einem brillanten Chirurgen am Hartmannspital in Wien, gelernt. Er verstand sich meisterhaft darauf, fehlende Körperpartien zu ersetzen, mit ein paar Schnitten seines Skalpells krampfverzernte Züge zu glätten und auch einen Leichnam für eine vielstündige Reise vorzubereiten, ganz zu schweigen von hygienischen Eingriffen wie Waschen, Frisieren und Pudern, die ebenfalls eine Kunst für sich waren.

Lauba unterstrich, dass dies eine ungemein delikate Aufgabe sei, und dass mangelnde Sachkenntnis alle Anstrengungen zunichtemachen konnte, weil dadurch mitunter an der toten Materie nicht wiedergutzumachende Schäden entstünden. Bei diesen in vertraulich leisem Ton vorgetragenen Ausführungen fielen Stern Laubas dicke, wulstige Lippen auf.

Hinter Podhorce, als links von der Chaussee schon die Hügel von Zniesienie auftauchten, brach Kurzęcki sein Schweigen und wandte sich an Stern mit der Bitte, der »Fall« seiner Frau möge nicht in die Presse gelangen.

»Sie wissen schon, die Familie, und außerdem, bitte halten Sie mich nicht für kleinlich, bin ich Berufssoldat, also die Moral ...«

»Natürlich, ich verstehe, die Moral ...«, erwiderte Stern, obschon ihm die Worte des jungen Offiziers grotesk erschienen. »Ich werde mit dem Chefredakteur sprechen. Ich versuche alles, was in meiner Macht steht.«

Er log. Er konnte und wollte ihm dies nicht versprechen. Kurzęcki brachte ihn aus dem Konzept. In seiner Reportage hatte er ihm reichlich Platz zugedacht. Jetzt hörte er ihm mit wachsender Ungeduld zu und zählte die Sekunden bis zur

Stadt. Er überlegte, warum er eigentlich Mitleid mit ihm empfinden sollte. Im Hinblick auf die Karriere oder die Moral? Noch so eine Angelegenheit und noch so ein Fall von Mitgefühl. Wie viele würden wohl noch folgen? Hunderte, vielleicht sogar Tausende menschenunwürdige Situationen hatten ihm bereits als Stoff für seine Geschichten gedient. Und was hatte er am Ende davon gehabt? Seltsam, dass ihn selbst bisher noch nie einer bedauert hatte!

Während er auf das blaue Schild mit dem weißen Kreuz zurückblickte, das eine Kreuzung markierte und nun allmählich in der Ferne verschwand, überlegte Jakub Stern, wann wohl der nächste Überfall erfolgen würde. Wann der Mörder, den die Forstarbeiter den »Schmied vom Walde« getauft hatten, wieder von sich reden machen würde.

Als draußen laute Rufe ertönten, fiel Stern seine Tochter wieder ein. Er verließ rasch sein Arbeitszimmer und verschloss die Tür. Als er in der Diele anlangte, bemerkte er Anna. Sie saß im Wohnzimmer, in die Lektüre ihres ›Światowid‹ vertieft. Als er zu ihr hintrat, blickte sie von ihrer Illustrierten auf, sagte jedoch kein Wort. Und selbst, als er ihre Hand an seine Lippen hob, schwieg sie hartnäckig.

»Kommst du mit?«, erkundigte er sich und blickte ihr in die Augen.

»Ihr habt eure Geheimnisse, da braucht ihr mich nicht.«

»Aber ...«

»Schon komisch, dass du dich plötzlich wieder meiner erinnerst.«

»Entschuldige bitte, ich war beschäftigt.«

»Hat sich mal wieder einer aufgehängt?«, fragte sie spöttisch. »Vielleicht haben sie ja auch jemanden bestohlen? Wie dem auch sei, was ist das schon für ein Unterschied? Unsere Telefonnummer kennt ja schließlich jeder hier im Ort. Da kann man uns getrost noch um Mitternacht aus dem Bett

klingseln. Stern, der Starreporter von Lemberg ... Meine Güte, wie mich das alles anödet!«

»Nun mach aber mal einen Punkt!«

»Nein, ich habe die Nase voll! Ich habe lange genug auf dich gewartet, jetzt hab ich keine Lust mehr, ich werde mich ein bisschen hinlegen.«

»Bist du mir etwa böse?«

»Schluss jetzt!« Wutentbrannt schlug sie auf die Armlehnen ihres Sessels. »Ich kann es nicht ertragen, wenn du mich so ansiehst.«

»Wie denn?«

»Genügt es nicht, du Genie, wenn ich es seltsam finde? Du stellst schon dieselben idiotischen Fragen wie sie. Geh, sag ich. Los, geh schon! Dein Katrinchen wartet.«

Sie wandte sich wieder ihrer Klatschreportage über die Rassekatzenausstellung bei den Grafen Dzieduszycki zu.

»Du willst also wirklich hierbleiben?«

»Nun, ich habe eben genau wie du spontan meine Pläne geändert. Seit einer Woche erzählst du, dass du mit Kasia in den Zirkus gehst. Angeblich hast du ihr sogar dein Wort gegeben ...«

»Ich habe schon genügend Zirkus zu Hause!«

»Hör auf, mir das Wort im Mund herumzudrehen! Im Übrigen habe ich keinen Bedarf, mich von euch bis ans andere Ende der Stadt schleppen zu lassen, nur um noch einmal an alles erinnert zu werden. Aber anscheinend liegt dir ja sehr daran!« Sie sah ihn vorwurfsvoll an.

»Nun red keinen Blödsinn!«, schnaubte er wütend. »Heute ist ihr Geburtstag. Du willst mir doch wohl nicht verbieten, dass ich an so einem Tag zum Friedhof fahre!«

»Bitte schön, fahr doch, fahr, Jakob!«, fauchte sie giftig. »Ich fühle mich schon seit heute Morgen unwohl, und jetzt bekomme ich auch noch euretwegen Kopfschmerzen.«

»Schon wieder?«

Sie lächelte bitter, den Blick auf die grelle Toilettenartikelreklame der Firma Ichnatowicz geheftet.

»Also, was ist, kommst du mit? Ein kleiner Tapetenwechsel würde dir bestimmt gut tun.« Er gab nicht auf.

Sie schien nicht geneigt, ihm zu antworten. Demonstrativ griff sie nach den Tabletten mit dem eingestanzten Hahn, die auf dem kleinen Tischchen neben ihr lagen. Sie schob eine in den Mund und trank einen Schluck Wasser aus einem Keramikbecher, um sie hinunterzuspülen.

»Wir wollen zwei Gräber besuchen. Was ist denn daran so schlimm?« Er wurde laut, nun seinerseits von Verbitterung erfüllt.

»Nichts. Schließlich ist sie deine Tochter, ich dachte nur ...«

Stern verspürte den dringenden Wunsch, diese Unterhaltung zu beenden. Er hatte von Anfang an gespürt, dass sich das Blatt dabei gegen ihn wenden würde.

»Wir sprechen heute Abend noch darüber«, sagte er verärgert, riss den Hut vom Haken und stürmte den Gang hinunter. »Kasia? Wo hast du dich bloß wieder versteckt?«, rief er und sah sich im Garten um. »Kasia, jetzt komm endlich!«

Sorgloses Klein-Mädchen-Gekicher drang hinter der Magnolie hervor, und Jakubs zufriedene Rufe machten Anna wütend. Jetzt hätte sie es ihnen gerne gezeigt ... Sogar alle Tabletten auf einmal hätte sie geschluckt, nur um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Ihre untergründig gärende Wut drohte sie nun gänzlich zu übermannen. War sie denn überhaupt eine richtige Ehefrau, wenn sie ihm nicht einmal ein Kind gebären konnte? Von Anfang an war sie sich nicht sicher gewesen, ob sie Jakob überhaupt liebte. Schließlich war er volle zehn Jahre älter als sie und hatte die sieben vorhergehenden mit einer anderen Frau verlebt.

Sie fuhren mit der Straßenbahn die Hetman-Wälle entlang. Ein Luftzug drang durch das offene Fenster von der vorde-

ren Plattform herein und ließ Kasias Rattenschwänzchen lustig flattern. Der blaue Waggon mit seinen wenigen Fahrgästen schaukelte hin und her und quietschte auf den ausgefahrenen Gleisen. Auf der rechten Seite tauchten der Unionshügel und das Hohe Schloss auf. Und hier bemerkte Stern, wie ein kriminelles Lemberger Subjekt zur Tat schritt. Ein Taschendieb, das Jackett über den Arm gehängt, vermutlich ein Kumpan von Wasiński, zog mit berufsmäßigem Geschick einem nichtsahnenden Zeitungsleser das Portemonnaie aus der Tasche. Das kostbare, hinter der Tarnung erbeutete Pfand wanderte sofort weiter zu einer unauffälligen, dünnen Halbwüchsigen.

Stern hatte nicht die Absicht einzugreifen. Er wusste nur zu gut, dass sich auf dieser Welt neben den anständigen Menschen eine Unzahl von Zuhältern, Huren und Dieben herumtrieb, die wie Wölfe dazu bereit waren, ihr Territorium von unerwünschten Eindringlingen zu säubern. Auf Schritt und Tritt versuchte das Böse, das Gute zu überlisten. So war es, und so würde es immer sein. In der Kazimierz-Wielki-Straße quietschten die Stahlräder entsetzlich laut auf den Schienen, und Stern beachtete das Diebesduo nicht mehr weiter. Die nächsten bekannten Haltestellen glitten vorbei: Legionów, Bernstein, St. Anna, dann bog die Bahn nach rechts in die Janowska-Straße ein.

»Papa, sie mag mich nicht«, sagte Kasia laut.

»Wer?« Stern löste seinen Blick vom blumenübersäten Galgenberg.

»Na, sie.«

Beunruhigt blickte er auf seine Tochter hinunter, die sich am Geländer festhielt.

»Hast du dich etwa mit Ala Piątkowska gestritten?«

»Papa, von der rede ich nicht, sondern, na, du weißt schon ...« Sie beendete den Satz nicht und setzte eine geheimnisvolle Miene auf.